

Humboldts ‚Kategorischer Imperativ des Sprechens‘

Zum Verhältnis von Bildung und Dialog

Teil I

Einleitung/Problemaufriß

IN WILHELM VON Humboldts Abhandlung „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ findet sich der folgende Satz: „Es darf also Niemand auf andere Weise zum Andren reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde.“¹ Humboldt stellt hier die – meiner Einsicht nach – völlig unbeachtet gebliebene Forderung nach einer – modern gesprochen – kommunikativen Ethik. Der Satz ist eine parallele Formulierung zu dem wohl berühmtesten ethischen Satz der neuzeitlichen praktischen Philosophie: Kants kategorischem Imperativ. Dessen zwei bekannteste Varianten lauten: 1. „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“² 2. „(H)andle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest.“³ Humboldts Parallelfomulierung möchte ich nun, allerdings ohne mich in eine Kant-Exegese zu verwickeln, als „Kategorischen Imperativ des Sprechens“ bezeichnen. Der Humboldtsche Satz, „es darf ... Niemand auf andre Weise zum Andren reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde“, könnte in frei improvisierter Anlehnung an Kant auch so lauten: „Spreche (rede) so, daß die Weise deines Redens (deine Redeweise) zum anderen, jederzeit zugleich auch von dir als ihre Redeweise (dir gegenüber) angenommen werden kann“ oder „rede so, daß deine Kommunikationsweise jederzeit auch einen guten Dialog ergibt, daß deine Redeweise das Ideal einer guten Kommunikation abgeben könnte.“ Dieses Gebot ist eine Mindest- bzw. Sollensanforderung an die Sprech- und Redeweise von Menschen. Es resultiert aus Humboldts Auffassung, daß Sprache und Sprechen, Dialogfähigkeit, Bildsamkeit und

Schule und Dialog

Diskussionen im Umfeld von Schule und Unterricht

Herwart Kemper zum Sechzigsten

*Herausgegeben von
Siegfried Protz und Gernot Barth*



hain verlag

1. Auflage 1997

ISBN 3-930215-56-x

Typografie, Layout, Satz, Gestaltung:

hain-team – Markt 10, 07407 Rudolstadt

Schrift: Angepaßte Sabon Old Style Figures (Linotype),

1966 von Jan Tschichold geschnitten

Belichtung, Proofing, Druck, Bindung: Hahndruck, Kranichfeld

© 1997 by **hain verlag** – Rudolstadt & Jena

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts
ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die digitale Speicherung und Verarbeitung.

Bildung des Menschen, seine Würde und sein Mensch-Sein aufs engste zusammenhängen. Im folgenden und ausführlichsten Teil des Kurzvortrags möchte ich einige Aspekte des Verhältnisses von Bildung und Dialog bei Humboldt benennen, wobei ich mich von dem Gedanken des kategorischen Imperativs erst einmal entferne, um ihn aus einer knappen Darstellung des Humboldtschen Denkens wieder zu erhellen, dann kurz die obige „Formel“ interpretiere und sie – das liegt ja heute nahe – im Ausblick mit Herwart Kempers Forderung nach einer „Erziehung als Dialog“ konfrontiere.

Teil II

Aspekte der Sprachphilosophie und Bildungsidee bei Humboldt

Zunächst ist für Humboldt der Mensch *das* Sprachgeschöpf. Sprechen, Denken und Mensch-Sein sind für ihn eins. „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch sein“⁴. Mit anderen Worten: Da, wo wir es mit Menschen zu tun haben, haben wir es mit sprachlichen Wesen zu tun, wo wir Menschen begegnen, begegnen wir als sprachliche Wesen anderen sprachlichen Wesen. Als solche Sprachgeschöpfe müssen wir die anderen Menschen in jedem Falle anerkennen. Den Menschen als Sprachgeschöpf anzuerkennen, bedeutet seine Bildsamkeit anzuerkennen, anders herum besteht des Menschen „perfectibilité“ bzw. dessen Bildsamkeit geradezu in seiner Sprachlichkeit, seinem Denkvermögen. Von daher ist es wichtig, unsere „Redeweise“ so auszurichten, daß sie Respekt vor der Sprachlichkeit des anderen hat.

Sprache und Sprechen, bzw. Reden und Miteinanderreden, sind für Humboldt *Tätigkeiten des Menschen*, ja Handlungen, Sprechhandlungen. Die Sprache „ist kein Werk (Ergon), sondern eine *Thätigkeit (Energeia)* ... Sie ist ... die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck der Gedanken fähig zu machen“⁵. Wenn Sprache eine „Thätigkeit“ des Menschen ist, dann ist sie nicht nur selbst „Arbeit des Geistes“, sondern man kann dann auch – umgangssprachlich formuliert – ‚an dieser Sprache arbeiten‘. Als „Thätigkeit“ ist sie reflektierbar, veränderbar. Der Mensch ist daher für Humboldt auch in der Lage, sein kommunikatives Handeln zu reflektieren und an der eigenen Redeweise sowie an seinem

Miteinandersprechen zu arbeiten. Er hat in einer weiteren Konsequenz dann aber auch sein Sprechen zu verantworten. Gleichzeitig begegnet er im Sprechen der anderen Menschen, in deren sprachlichen Äußerungen der „Arbeit ihres Geistes“, und von daher muß er – grundsätzlich – vor dieser Denk- und Sprech-Tätigkeit des Gegenüber Respekt haben, kann sich jedoch im Konfliktfall mit ihren Sprechhandlungen auseinandersetzen.⁶ Wenn unsere Redeweise Handlungen entspricht, dann ist ein Imperativ notwendig.

Sprache und Sprechen sind für Humboldt nicht nur Tätigkeiten eines Individuums, sondern auch jeweils Tätigkeiten einer Nation. Abgesehen von der bekannten Graecophilie des frühen Humboldt und der beliebten (neuhumanistischen bzw. frühromantischen) Argumentation, eine Affinität von Griechischem und deutscher Sprache anzunehmen, behauptet Humboldt massiv eine Gleichwertigkeit von Sprachen. Jede Sprache ist ‚ganz‘, keine kann der anderen untergeordnet werden, was die Vollständigkeit betrifft.⁷ Welcher Nationalität ein Mensch auch angehört, seine Sprache ist bereits entwickelt, und sie besitzt alles, was eine Sprache ausmacht⁸. Von daher muß es ein Bemühen geben, ein Mitglied anderer Sprachgemeinschaften auch mit seiner Sprache zu respektieren. Nationalismus aufgrund von Sprachzugehörigkeit ist für Humboldt undenkbar. Nicht nur politische oder gar gewalttätige Diskriminierung sind unmöglich, sondern auch sprachliche, denn ich selbst kann nicht wollen, daß mich ein Anderer aufgrund meiner Sprache diskriminiert.

Daß alle Menschen, alle Nationen bei aller extremen Unterschiedlichkeit nur vollständige Sprachen haben können, liegt an den gleichen „geistigen Anlagen“ der Menschen. Für Humboldt haben alle Menschen die gleiche Bildsamkeit. Nur sprachlich können sie in ein interaktives Verhältnis zur Welt treten. Da Humboldt in seiner Bildungstheorie Bildung als das Wechselverhältnis von Mensch und Welt begreift, sind Sprache und Bildung gleich konstitutiv für den Menschen. Denn: „Die Berührung der Welt mit dem Menschen ist der elektrische Schlag, aus welchem die Sprache hervorspringt, nicht bloss in ihrem Entstehen, sondern immerfort, so wie Menschen denken und reden“⁹. Sprache und auch Sprechen entstehen aus dem ‚Aufeinanderprallen‘ von Mensch und Welt, allgemeiner formuliert: aus dem *Verhältnis* von Mensch und Welt bzw. Ich und Welt.¹⁰ In der Sprache eines Menschen drückt sich sein Verhältnis zur Welt aus. Jeder hat das

Recht, seine Erfahrungen zu spiegeln. Auch ich kann mir nur wünschen, daß andere es zulassen, daß ich mein Weltverhältnis formuliere.

Für Humboldt ist jeder Mensch ein bildsames Wesen, wenn er auch in der Regel einen anderen, nicht so geeigneten Begriff, der auch im Plural gebraucht werden kann, für das Phänomen „Bildsamkeit“ benutzt, nämlich den der „Kräfte“. Die Bildsamkeit eines Menschen anzuerkennen, heißt bei Humboldt die Würde des Menschen anzuerkennen. Umgekehrt jedoch bedeutet es, wenn ich einem Menschen seine Bildsamkeit und damit seine Veränderungsfähigkeit abspreche, auch seine Würde nicht anzuerkennen. Keine Institution, kein anderer Mensch hat das Recht, die Bildsamkeit eines Menschen zu behindern oder anzunehmen, daß wir uns bereits in unserer Bildsamkeit voneinander – qualitativ oder quantitativ – unterscheiden: „Wie verschieden der Mensch in Größe, Farbe, Körperbildung und Gesichtszügen sein möge, so sind seine geistigen Anlagen dieselben. Die entgegengesetzte Behauptung ist durch vielfältige Behauptungen widerlegt und wohl nie ernsthaft und aus unparteiischer Überzeugung, sondern nur, bei Gelegenheit des Negerhandels, aus schnöder Gewinnsucht oder lächerlichem Farbenstolze gemacht worden.“¹¹ Humboldt spricht in diesem Zusammenhang auch von „der unbeschränkten menschlichen Bildungsfähigkeit“ (399) sowie vom „geistigen Bildungstrieb des Menschengeschlechts“ (160). Würde des Menschen und Bildsamkeit gehören zusammen. Humboldt schließt jegliche Form von Rassismus und Nationalismus aus, da sie gegen diese unantastbaren Voraussetzungen menschlichen Lebens verstoßen. Jeder Mensch ist in seiner Bildsamkeit und Sprechweise und jede Nation in ihrer eigenen Sprache *anzuerkennen*.

Teil III

Die intersubjektive Funktion der Sprache: Geselligkeit, Dialog und „Zwischen“

Im ausgehenden 18. Jahrhundert spielt neben der Idee der Perfektibilität noch der Gedanke der Geselligkeit eine große Rolle, der im engsten Zusammenhang mit Bildung, Dialog und menschlicher Höherentwicklung gedacht wird. Die im Zeitalter der Empfindsamkeit ab Mitte des 18. Jahrhunderts favorisierten Konzepte von „Geselligkeit“ und „Gemeinschaft“, die

begrifflich zunächst gleichgesetzt wurden, sollten als „natürliche Orientierungsmuster“ ... den Verlust überkommener Ordnungs- und Sinnstrukturen auffangen“¹². „Man behauptete die Existenz anthropologischer Grundfähigkeiten des Menschen, um sie dann in einem zweiten Schritt als bindende Regulative zwischenmenschlichen Umgangs aufzubauen.“¹³ Auch für Humboldt ist Geselligkeit eine ‚anthropologische Grundfähigkeit‘ des Menschen und ein anthropologisches Bedürfnis. Der Mensch braucht existentiell andere Menschen und das Zusammenleben mit ihnen in Geselligkeit: „Jedes ausgesprochene Wort war ein Versuch sich einem andern verständlich zu machen. Der verinselte Mensch würde nie nur auf den Einfall zu sprechen gekommen seyn. Denn die Anlage zur Sprache hängt unzertrennlich mit der Anlage zur Geselligkeit zusammen.“¹⁴ Der Begriff der „Anlage“ ist nicht ‚biologisch‘ zu verstehen, sondern eher im Sinne einer anthropologischen Konstante.

Geselligkeit ist für Humboldt eine *regulative Idee* wie die Höherentwicklung des Menschen: „Wenn es eine Idee giebt, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher misverstandne Vervollkommnung des ganzen Geschlechts beweist, so ist es die der Menschlichkeit, das Bestreben, die Gränzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen stellen, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen grossen, nahe verbrüdereten Stamm zu behandeln. Es ist dies das letzte, äusserste Ziel der Geselligkeit.“¹⁵ Begebe ich mich also in ein geselliges Verhältnis zu anderen Menschen, in den Austausch mit ihnen, so ist jeder Versuch und Mut in der Kommunikation, „Vorurtheile“ und Feindseligkeiten aufzuheben zwischen den wenigen, ein Schritt auf das „äusserste Ziel der Geselligkeit“ hin, der Idee der Menschheit zum Sieg zu verhelfen. Bemühe ich mich im geselligen Verkehr mit anderen nicht darum, erhärte Vorurteile, richte Mauern auf, versuche nicht, Fremdheiten zu begreifen, behindere ich nicht nur die jeweilige Kommunikation, sondern auch die Menschheitsidee.

Daß Sprache überhaupt entsteht, hängt mit der Gemeinschaftsangewiesenheit des Menschen zusammen, wobei die Sehnsucht nach Gemeinschaft oder gar nach „Einheit“¹⁶ mit anderen Menschen aus der Geschiedenheit, Vereinzelung und „Zweiheit“ entsteht. „In dem unsichtbaren Organismus des Geistes, den Gesetzen des Denkens, der Classification seiner Kategorien

aber wurzelt der Begriff der Zweiheit noch auf eine viel tiefere und ursprünglichere Weise: in dem Satz und dem Gegensatz, dem Setzen und Aufheben, dem Seyn und Nicht-Seyn, dem Ich und der Welt.“¹⁷ So wie die „Bildung“ aus dem Wechselverhältnis des Menschen mit der Welt entsteht und Bildung nur im Durchgang durch das „Fremde“ denkbar ist, so setzen auch Denken und Sprechen des Menschen eine Zweiheit voraus, wobei das Sprechen, das Gespräch, zwei verschiedene Menschen voraussetzt. Da der Mensch auch immer die Sehnsucht nach „Einheit“ hat, die durch eine vorausgesetzte Nichtidentität immer nur partiell erreicht werden kann, ist – nach Humboldt – Verständigungsbedarf stets gegeben. Für Humboldt ist das „Gespräch“ der „Urtypus“¹⁸ der Sprache. Selbst im Alleinsein denken wir, wie wenn wir mit einem anderen Menschen sprechen¹⁹: „Besonders entscheidend für die Sprache ist es, dass die Zweiheit in ihr eine wichtigere Stelle, als irgendwo sonst, einnimmt. Alles Sprechen ruht auf der Wechselrede, in der auch unter Mehreren, der Redende die Angeredeten immer sich als Einheit gegenüberstellt. Der Mensch spricht, sogar in Gedanken, nur mit einem Andern oder mit sich wie mit einem Andern, und zieht danach die Kreise seiner geistigen Verwandtschaft, sondert die, wie er, Redenden von den anders Redenden ab. Diese, das Menschengeschlecht in zwei Classen, Einheimische und Fremde, teilende Absonderung ist die Grundlage aller ursprünglichen geselligen Verbindung.“²⁰ Der Mensch braucht andere Menschen, um zu leben, zu denken und zu sprechen. Dabei ist nicht entscheidend, daß andere Menschen die z. B. von mir ausgestoßenen Laute und Töne realisieren und damit auf die Existenz der Redenden aufmerksam werden, sondern entscheidend ist, daß sie sie „verstehen“. Die Differenz von „Einheimischen“ und „Fremden“ bezieht sich zunächst auf die Differenzierung verschiedener Sprachgemeinschaften, dann aber auch auf die ‚Auswahl‘ eines Kreises, die der einzelne trifft. Humboldt ist, um Mißverständnissen vorzubeugen, weit davon entfernt, wie die Griechen alle Fremden als „Barbaren“ abzustempeln, was ja seiner These, Bildung sei nur möglich in Auseinandersetzung mit dem Fremden, widerspräche. Im Gegenteil: Gerade die Differenz zwischen Nationen *und* zwischen einzelnen macht ‚übersetzen‘ nötig, um „verstehen“ zu können.

Gespräch und Verstehen: Den Vorgang des „Verstehens“ beschreibt Humboldt als einen sehr umfassenden Prozeß. Der Mensch will verstanden werden aufgrund seines Bedürfnisses nach Einheit.²¹ Die Sehnsucht nach

„Einheit“ kann aber nicht vollkommen erfüllt werden. Es gibt die Trennung von Ich und Welt und auch von einem und anderem Menschen als Tatsache. Vermittelndes zwischen diesen Dualitäten ist die Sprache, ja Sprache ruht „auf der Zweiheit der Wechselrede“²²: „(D)er Mensch sehnt ... zum Behuf seines blossen Denkens nach einem dem *Ich* entsprechenden *Du*, der Begriff scheint ihm erst seine Bestimmtheit durch das *Zurückstrahlen* aus einer fremden Denkkraft zu erreichen.“²³

Mit der Metapher des „Zurückstrahlens“ gebraucht Humboldt die gleiche Formulierung wie in der Beschreibung eines gelungenen Bildungsmoments²⁴. Im Bild des „Strahlens“ ist mehreres enthalten:

- 1) Strahlen enthalten Wärme.
- 2) Strahlen enthalten Licht.
- 3) Strahlen haben eine Gerichtetheit. Sie treffen den Menschen „ganz“. Und wenn es ein „Zurückstrahlen“ gibt, gibt es auch ein „Hinstrahlen“²⁵. Gerichtetheit und Intensität des menschlichen sprachlichen Aufeinanderangewiesenseins kommen in der Metapher des „Strahlens“ zum Ausdruck. Nur so kann ein „Begriff“ entstehen, der beiden Seiten gemeinsam ist.
- 4) Freilich wissen wir heute – um im Bild zu bleiben – auch um die Gefährlichkeit von Strahlung, die verbrennen, verletzen und vernichten kann.

Für Humboldt setzt die Bewußtwerdung eines Menschen als Selbst in der Sprache den anderen Menschen als konstitutiv für diese Selbstwerdung voraus, denn „zwischen Denkkraft und Denkkraft giebt es keine andere Vermittlerin, als die Sprache“²⁶. Der Mensch ist in der Ermöglichung seines Selbstverständnisses immer auf den anderen Menschen ausgerichtet, da er sein Sprechen an dem anderen erprobt, es mit ihm gemeinschaftlich weiterbildet und zur Deutlichkeit bringt, wobei es nie eine Identität von Ich und Du gibt. Von daher sind Sprechen und Redeweisen eines Erziehers gegenüber einem oder mehreren Kindern in mehrfacher Weise bedeutsam für ihre Selbstwerdung.

Sprechen ist ohne Hören nicht denkbar. Nicht jedoch ein „Hören“ im akustischen Sinne, sondern „hören“ im Sinne von „zuhören, verstehen“, um dann zu „erwidern“. Denn die Erwidern, welcher wieder zugehört werden muß, zeigt, ob eine ‚Anrede‘ verstanden worden ist. Das Verstehen, genauer das „Hörverstehen“, ist die notwendige Entsprechung des Spre-

chens. Die Wechselseitigkeit der Vorgänge Sprechen und Hören bildet den „Urtypus aller Sprachen“²⁷, das Gespräch: „Erst durch die, vermittels der Sprache bewirkte Verbindung eines Andern mit dem Ich entstehen nun alle, den ganzen Menschen anregenden tieferen und edleren Gefühle, welche in Freundschaft und Liebe und jeder geistigen Gemeinschaft die Verbindung zwischen Zweien zu der höchsten und innigsten machen“²⁸. Solche engen Formen des Zusammenlebens wären ohne die Sprache nicht möglich. Die beschriebenen Gefühle können dort entstehen, wo Menschen sich gegenseitig verstanden fühlen. Jedoch ist dieses „Verstehen“ keine Selbstverständlichkeit. Denn auch, wenn innerhalb einer Sprachgemeinschaft alle Individuen eine gemeinsame Nationalsprache haben, so realisiert doch jeder einzelne Mensch seine gesprochene Sprache anders, ja „so besitzt wirklich jeder Mensch seine eigene [Sprache, P. K.]“.

Verstehen ist ein komplizierter Prozeß und keine Selbstverständlichkeit. Obwohl der Prozeß des „Verstehens“ sehr schwierig ist, wagen Menschen ihn immer wieder, stellen sich immer neuen ‚Übersetzungsanforderungen‘: „Keiner denkt bei dem Wort genau das, was der andre ... *Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, eine Wahrheit, die man auch im praktischen Leben trefflich benutzen kann, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.*“²⁹ Aus den Beobachtungen Humboldts folgt, daß „Verstehen“ ein unendlicher Prozeß ist. Denn das beschriebene „Auseinandergehen“ ist ein Weggehen von der momentanen im „Verstehen“ erreichten Einheit. Im „Verstehen“ bzw. im Bemühen darum leisten Menschen eine unendliche ‚Übersetzungsarbeit‘. Letztlich ist es sogar eine Lebensweise, die Bildung ist, als Abarbeitung am Fremden. Denn es kann eine *Übereinstimmung* nur für Momente oder bestimmte Phasen zwischen Personen erreicht werden.³⁰ Es kann eine „Schnittmenge“ im Gespräch zwischen zwei Personen geben. Verstehen und Gespräch sind für Humboldt ein „gemeinschaftliches Resultat beider Sprechenden“, eine gemeinsame Tätigkeit.³¹

Humboldt ist derjenige Sprachphilosoph, der gerade aufgrund seiner weitreichenden sprachwissenschaftlichen Kenntnisse um die Probleme des komplizierten Verstehensprozesses wußte und auch um die Probleme des Dialogischen. Um verstehen zu können, was „anders“ bzw. wer „anders“ ist, bedarf es immer auch einer „Ahnung“ bzw. des Vermögens zu ‚erahnen‘. Diese „Ahnung“ ist es letztlich, die Unausgesprochenes hinter Ausge-

sprochenem und Unendliches hinter Endlichem zu erraten und verstehen versucht. Genau dieses Vermögen gehört für Humboldt zum „Wesen“ des Menschen hinzu. Die Vorstellung, daß Sprache sich immer fortentwickelt, ja Sprache und Sprechen *Tätigkeiten* des Menschen sind, setzt für ihn folgendes voraus: „ein Gefühl, dass es etwas giebt, das die Sprache nicht unmittelbar enthält, sondern der Geist, von ihr angeregt, ergänzen muss, und den Trieb, wiederum alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen. Beides entquillt der lebendigen Überzeugung, dass das Wesen des Menschen *Abndung eines Gebiets* besitzt, welches über die Sprache hinaus geht und das durch die Sprache eigentlich beschränkt wird, dass aber wiederum sie das einzige Gebiet ist, dies Gebiet zu erforschen und zu befruchten.“³² Dieses „Gebiet“ selbst und seine Erahndung gehört zu jedem Gespräch, das diesen Namen verdienen will. Wenn ein Gespräch ein solches sein will, muß jedes „Ausgesprochene“ das „Unausgesprochene“ vorbereiten³³. Wie etwas verstanden wird, hängt von dem ganzen Umfeld (Kontext) von Sprechendem und Hörendem und ihrer beidseitigen Situation ab. Es gilt jeweils Situationsangemessenheit herzustellen.

Die Sprache erbringt für Humboldt eine doppelte Vermittlungsleistung: „erst *zwischen* der unendlichen und endlichen Natur, dann *zwischen* einem und dem andern Individuum“³⁴. Daß die Sprache „Vermittlerin“ zwischen Menschen ist, wird allgemein anerkannt. Meist wird Sprache jedoch auf diese Aufgabe reduziert, was Humboldt für „die beschränkteste Ansicht der Sprache“ hält. Für ihn ist sie kein Mittel, wie z. B. ein Fahrzeug, um von Punkt A nach Punkt B zu kommen, und darf nicht technologisch im Sinne von bloßer Datenübermittlung verstanden werden. Für Humboldt bestimmen Sprache und Miteinandersprechen unsere ganze Existenz. Dort, wo die Sprache entsteht, im Augenblick jeden Sprechens, entsteht sie immer ‚ganz‘, das bedeutet, sie leistet Weltvermittlung und Kommunikation im gleichen Moment (Benner). Vermittlung zwischen unendlicher und endlicher Welt³⁵ geschieht nun, indem die Sprache auch gleichzeitig *zwischen* dem einen und anderen Individuum vermittelt. Der Raum des „Zwischens“³⁶ ist sehr verletzlich. Es entsteht eine, so Helmut Geissner, „sprachliche Zwischenwelt“³⁷. Das Wort³⁸ geht durch „die Begrenzungen des individuellen Subjekts hindurch, hin zu anderen Menschen. Wenn diese Bewegung wechselseitig ist, dann kann zwischen den einander Begegnenden geschehen, was in keinem der isolierten Individuen geschehen ist oder geschehen könnte. Was

geschieht ... ist nur im ‚dia‘, im ‚durch‘, oder es ist nicht. Es geschieht gleichsam in der ‚dialogischen Differenz‘³⁹). Geissner beschreibt mit Waldenfels das Zwischen als Raum: „Der ‚Ort‘ des Miteinander ist nie und nimmer jemandes ‚Land‘, es ist immer ‚Niemandland‘. Es ist der ‚ou topos‘ des Zwischen.“⁴⁰ Es gehört Mut dazu, sich in das „Niemandland“ des Miteinandersprechens, des Gesprächs zu begeben, für Erwachsene untereinander und umso mehr noch zwischen den Generationen, u. a. zwischen Erwachsenen und Kindern. Es ist eine Aufgabe, aber auch eine Chance, „sich unsicher und ungesichert“ wie z. B. Janusz Korczak in ein „vergängliches ‚Zwischen‘ einzulassen, in ein Zwischen, das nur im Miteinandersprechen entsteht,“⁴¹ zu begeben.

Schluß

Für Humboldt bildet das *Gespräch eine Lebensform* mit drei Voraussetzungen:

- 1) Die uneingeschränkte Anerkennung der Bildsamkeit anderer.
- 2) Die damit verbundene Feststellung, daß wir uns alle auf dem Weg nach der Wahrheit befinden, daß aber keiner sie besitzt. Wir nähern uns ihr erst im Gespräch an.
- 3) Das Wissen darum, daß nicht alles sagbar ist, d. h. als Sprechende müssen wir unsere Ausdrucksfähigkeit schulen, damit andere ‚ahnen‘ können, und als Hörende in Verstehensprozessen müssen wir uns um das „Unausgesprochene“ hinter dem „Ausgesprochenen“ bemühen, d. h. die Arbeit des ‚Übersetzens‘ und ‚Ahnens‘ auch selbst auf uns nehmen.

Nun ist bei Humboldt sehr viel Optimismus, was die *Gesprächsbereitschaft* und die *Gesprächsfähigkeit* des Menschen betrifft, vorhanden; es handelt sich um eine sehr emphatische Geselligkeitskonzeption. Denn er geht von einer großen Neugier des Menschen auf das Fremde aus: „Nichts überhaupt reizt den Menschen so an, als Fremdartigkeit, in der er doch tiefer verschlossene Uebereinstimmung ahndet. Alles [...] von der Nothwendigkeit, dass der aufglimmende Gedanke aus einem Andren zurückstrahle, Gesagte verstärkt sich, wenn diese Wechselberührung in großer Wechselberührung der Individualitäten Statt findet.“⁴²

Diese Aussage Humboldts, die eine Neugier auf das „Fremde“, auf „Fremdartigkeit“ voraussetzt, weil die daraus entstehende „Wechselberührung der Individualitäten“ von ihm als für den Menschen unerlässlich und beglückend angesehen wird, ist nun leider eine Setzung, die als regulative Idee für den Bildungswillen und den Vervollkommnungswillen des Menschen fungiert, als eine wirklich tagtäglich beobachtbare Erscheinung in der Welt jedoch nicht ausmachbar ist: Haß, Mißverstehen, Nationalitätenkämpfe, Rassismus, Ausländerfeindlichkeit, Kindesmißhandlung sind alltägliche Erscheinungen, auch in unserer Republik. Dazu gibt es, was den Zustand von Kommunikation und „Gesprächsfähigkeit“ in unserer mediatisierten Welt betrifft – negative Zeitdiagnosen genug. Was Humboldt formuliert, ist die regulative Idee einer gesellig miteinander lebenden Kommunikationsgemeinschaft. Die einzige Einschränkung liegt in seiner Mindest- und gleichzeitig Sollensanforderung an Kommunikation, die hier Ausgangspunkt war: „Es darf also Niemand auf andere Weise zum Andren reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde.“⁴³ Humboldt bestimmt in diesem Zitat die Redeweise eines Menschen nicht normativ, indem er z. B. formuliert: „*das* darf man sagen, *das* nicht ...“, also Formulierungsverbote – oder Formulierungsempfehlungen aufstellt. Auch gibt er im Kontext der Stelle keine rhetorischen Hilfsmittel oder verbietet die Benutzung bestimmter Argumentationsstrukturen, -modelle und -strategien. Auch argumentiert er nicht formal, z. B. so lang kann ein Gesprächsanteil vor Sprecherwechsel sein oder nicht. Die Begrenzung liegt im „auf andere Weise unter gleichen Umständen“: *Ich muß so sprechen mit anderen wie ich wünsche, daß mit mir gesprochen wird*, das ist der *kategorische Imperativ des Sprechens*.

Wenn ich erwarte, daß ich verstanden werde, dann muß ich selbst mich auch bemühen, andere zu verstehen, nicht nur akustisch, sondern mich der Mühe des Zuhörens, Einstimmens, Ahnens und dem Risiko des Mißverstehens aussetzen. Ich muß – modern gesprochen – „Empathie“ aufbringen. Ich kann mich aber darüber hinaus auch nicht darauf zurückziehen, daß andere mit mir nicht gut sprechen, sondern muß immer um die Redeweise kämpfen, die ich mir auch von anderen erwünsche.

Wenn nun Herwart Kemper in seinem Buch „Erziehung als Dialog“ die vergessene dialogische Tradition einklagt und anhand von Janusz Korczak ein neues Generationenverhältnis entwickelt, so tangiert dieses auch das

Miteinandersprechen. Denn wenn ohnehin jeder Mensch eine eigene Sprache hat und die Kommunikation unter Erwachsenen nicht immer leicht ist, so ist sie es mit Kindern erst recht nicht. Korczak wußte darum. Er schreibt in seiner Schrift „Das Waisenhaus“: „Ein Kind denkt mit dem Gefühl, nicht mit dem Verstand. Darum ist es so schwierig, sich mit ihm zu verständigen, deshalb gibt es keine schwerere Kunst, als zu Kindern zu sprechen.“⁴⁴ Verständigung als „schwerste Kunst“ setzt viel Mühe voraus und Arbeit. Dazu Korczak: „Die Fähigkeit, sich mit Kindern zu verständigen, will erarbeitet sein. Das kommt nicht von selbst!“⁴⁵ Mit anderen Worten, ein Kind dialogisch erziehen, kann nur jemand, der selbst überhaupt dialogfähig ist. Die Dialogfähigkeit mußte Humboldt – Kind eines Jahrhunderts der mündlichen und schriftlichen Geselligkeitskultur – nicht anzweifeln, da er das Dialogische als Grundkonstituens menschlicher Sprache und Denkens annahm. Der Mensch kann der dialogischen Grundstruktur gar nicht entgehen. Was er aber auch nicht anzweifelte, war die Möglichkeit, daß alle Menschen kommunikationsfähig sind. Das nun aber bezweifelt Korczak bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts für den erwachsenen „homo rapax“.

Bildung und Kommunikation brauchen Freiräume und Mühen zugleich. Es ist unerläßlich, an der eigenen Dialogfähigkeit zu arbeiten. Bildung und Dialog gehen insofern ein Wechselverhältnis ein, als daß ich mich im Miteinandersprechen bilde, gleichzeitig aber auch zur Dialogfähigkeit gebildet sein muß.

Anmerkungen

- 1 v. Humboldt, W.: Werke in fünf Bänden, hg. von Andreas Flitner und Klaus Giel, Darmstadt. Bd. III, S. 419.
- 2 Kant, I.: Kritik der praktischen Vernunft, Band 6, S. 140, A 54. In: Werke in zehn Bänden, hg. von Wilhelm Weischädel, Darmstadt 1983.
- 3 Kant, I.: Grundlegung der Metaphysik der Sitten, Band 6, S. 61, BA 67.
- 4 v. Humboldt, W., Bd. III, S. 11.
- 5 v. Humboldt, W., Bd. III, S. 418.
- 6 „Es beruht ... darauf, dass das Ohr ... den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Ton einer wirklichen Handlung empfängt.“ In: v. Humboldt, W., Bd. III, S. 194.

- 7 „Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, dass man wohl noch keine Sprache jenseits der Gränzlinie vollständigerer grammatischer Gestaltung gefunden, keine im dem flutenden Werden ihrer Formen überrascht hat“ In: v. Humboldt, W., Bd. III, S. 2.
- 8 „Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszudrücken, sie muss in jedem Augenblicke ihres Daseyns dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht.“ In: v. Humboldt, W., Bd. III, S. 2.
- 9 v. Humboldt, W., Bd. III, S. 252.
- 10 „Wenn wir aber in unserer Sprache *Bildung* sagen, so meinen wir damit zugleich etwas Höheres und mehr Innerliches, nemlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühle des gesammten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und Charakter ergießt.“ In: v. Humboldt, W., Bd. III, S. 401.
- 11 Helmut Geissner: Sprache und Sprechen bei Wilhelm von Humboldt, In: Sprechkunde und Sprecherziehung, Bd. 4, Emsdetten 1959, S. 17/18, nach VI, Berliner Ausgabe, 196.
- 12 Wegmann, N.: Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1988, S. 19.
- 13 Wegmann, S. 19.
- 14 v. Humboldt, W., Bd. III, S. 104.
- 15 v. Humboldt, W. Bd. III, S. 147.
- 16 Vgl. Hölderlins und Hegels Frühwerk. Diesen Gedanken teilte eine ganze Epoche. Insbesondere dazu: Christoph Jamme, „Ein ungelehrtes Buch“. Die philosophische Gemeinschaft zwischen Hölderlin und Hegel in Frankfurt 1797–1800, Bonn 1983.
- 17 v. Humboldt, W., Bd. III, S. 137.
- 18 v. Humboldt, W., Bd. III, S. 39.
- 19 Vgl. ebenda, S. 195/196: „Ohne daher auf Mitteilung zwischen Mensch und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich die Sprache jedoch gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat. Dies liegt schon in dem allgemeinen Grunde, das kein menschliches Wesen sich in ungeselliger Vereinigung entwickelt. Denn die Objectivität wird nicht gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus dem Munde eines Andren wieder tönt. Der Subjectivität wird nichts geraubt, da der Mensch sich immer Eins mit dem Menschen fühlt; ja auch sie wird verstärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschließend Einem Subject angehört.“
- 20 Ebenda, S. 138.
- 21 „Der Ursprung und das Ende alles getheilten Seyns ist Einheit. Daher mag es stammen, dass die erste und einfachste Theilung, wo sich das Ganze nur trennt, um sich gleich wieder als gegliedert, zusammenzuschliessen, in der Natur die vorherrschende, und den Menschen für den Gedanken die lichtvollste ... ist.“ Ebenda., Bd. IV, S. 137.

- 22 „Es liegt aber in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus, und die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede und Erwiderung bedingt. Schon das Denken ist wesentlich von der Neigung zum gesellschaftlichen Daseyn begleitet, und ...“ Textstelle im Text.
- 23 Ebenda, Bd. III, S. 138/139.
- 24 Ebenda, Bd. I, S. 237.
- 25 Vgl. ebenda, Bd. III, S. 252: „Aus jedem Einzelnen gehen, wie Strahlen, die Richtungen aus, welche zugleich ein Ganzes der Weltansicht und des Sprachbaus umschliessen.“
- 26 Ebenda, S. 139.
- 27 Ebenda, S. 39.
- 28 Ebenda, S. 140.
- 29 Ebenda, S. 439.
- 30 Vgl. Menze, C.: Sprechen, Verstehen, Antworten als anthropologische Grundphänomene in der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts, In: Pädagogische Rundschau, Jg. 17 (1963), S. 475–489. Die Möglichkeit besteht, daß ein Gesagtes zwar vom Hörenden aufgefaßt wird, aber – wie Clemens Menze betont – „das Unwägbare der Stimmung, des Gefühls beim Hörenden nicht angekommen (ist). Der Hörer ist also keine bloße Gegebenheit, sondern um Hörender, Verstehender, Antwortender zu sein, muß er sich anstrengen und einstimmen auf das Sprechen der Sprechenden, und je mehr ihm diese Einstimmung auf den anderen gelingt, um so eher und besser versteht er.“
- 31 Wenn ein sprechender Mensch, damit er verstanden wird, denn das ist seine Absicht, sein „Sprechen nach dem Verstehen des anderen ausrichtet“, impliziert das „*Situationsangemessenheit*“ beim Reden. Denn ein Hörender gleicht nicht dem anderen, so daß sich auch der Sprechende jeweils anders ausdrücken muß. Egal, wie gut die Kommunikation sich auch immer vollziehen mag, „(e)s bleibt die im Grunde unlösbare Fessel des Individuums, sein Unaussprechliches, das jeden von uns in aller Fähigkeit zu Kontakt und Kommunikation letztlich einsam, ja allein sein läßt“ (Geissner, Humboldt, S. 20).
- 32 v. Humboldt, W., Bd. III, S. 567.
- 33 Ebenda, S 32.
- 34 Ebenda, Bd. V, S. 122.
- 35 Vgl. dazu: „Bildungstheoretische Aspekte der Vermittlungsproblematik von theoretischer und praktischer Vernunft bei Kant, Fichte und Humboldt“, In: Benner, D.: Wilhelm von Humboldts Bildungstheorie. Weinheim und München 1990, S. 108–120. Kant hatte sich in der „Kritik der reinen Vernunft“ mit dem erkenntnistheoretischen Problem, was wir Menschen überhaupt erkennen können, befaßt. Dabei hatte er festgestellt, daß wir menschliche Wesen nur in „Raum“ und „Zeit“ denken können, d. h. daß wir von allen Dingen und Gegenständen, die wir betrachten, immer nur das sehen, was wir in unserer menschlichen Anschauungsweise schon räumlich, zeitlich wahrnehmen: = „transzendente Apperzeption“. Bedenkt man, daß Humboldt davon ausgeht, daß Sprache auch ein menschliches a priori ist wie bei Kant nur „Raum“ und „Zeit“, so wird

deutlich, wie stark hier die Sprachlichkeit des Menschen aufgewertet wird. Sie gehört dann zur „transzendentalen Apperzeption“, anders formuliert, die „transzendente Apperzeption“ ist eine sprachliche. Daraus zieht Kant die Schlußfolgerung, daß wir Menschen nie die „Dinge an sich“ wahrnehmen, sondern nur deren „Erscheinungen“. Diese Erscheinungen nehmen wir zeitlich wahr, über die „Dinge an sich“ wissen wir nichts, da sie sich unserer räumlich-zeitlichen Wahrnehmungsstruktur entziehen. Das bedeutet, daß die Welt der „Dinge an sich“ oder, wie Kant sie auch nennt, des „Intelligiblen“ nicht zeitlich – in unserem Sinne – ist. Diese Feststellung ergibt nun aber nicht für das Erkennen bzw. Erkenntnisvermögen des Menschen Konsequenzen sondern auch für sein Handeln. Denn auch der Mensch gehört beiden Welten an oder ist – anders formuliert – „Bürger zweier Welten“. Bloß kann ich über sein „intelligibles Wesen“ keine Aussagen machen, nur darüber, wie er in Raum und Zeit nach dem Prinzip der Kausalität erscheint. Hier ist die ganze Freiheitsproblematik der Kantischen Philosophie angesiedelt, um welche es hier nicht gehen kann. Wichtig ist für unseren Zusammenhang, daß es bei Kant eine Trennung in eine zeitliche, empirische, endliche Welt und eine intelligible, nicht-zeitliche, unendliche Welt gibt.

- 36 Des Themas des „Zwischen“ hat sich Helmut Geissner in seinem hier grundlegenden Aufsatz „communicare est participare“ angenommen (Geissner, H.: *communicare est participare*, in: Norbert Gutenberg [Hg], *Kann man Kommunikation lehren?*, Frankfurt am Main 1988, S. 99–109). Es geht dort um das Problem des „teilens“ und „teilnehmens aneinander“ in der Kommunikation, wobei an zentraler Stelle Humboldt zitiert wird. Für Geissner vollzieht sich „Kommunikation ... in erster Linie in ... verschiedenen Formen des Gesprächs“. Geissner entwickelt die Begriffsgeschichte von „partizipare“ und schreibt: „Die Unterscheidung von ‚teilgeben‘ und ‚teilnehmen‘ wird aufgehoben im ‚Partizipieren‘.“ Wie ein Miteinandersprechen für Gespräch und dies prototypisch für Kommunikation steht, so Miteinanderteilen für Partizipation. Miteinandersprechen ist in diesem Verständnis Miteinanderteilen. „communicare est participare“ (S. 100). Folglich fragt Geissner weiter: „Woran haben Kommunizierende teil? Woran nehmen sie teil?“ (S. 101). Geissner nimmt die zitierte Stelle Humboldts vom „Verstehen“ und „Nicht-Verstehen“ auf. Denn er wehrt sich gegen die – auch von Humboldt abgelehnte – Position, kommunizierende Menschen nähmen „an der gesellschaftlichen Veranstaltung genannt Sprache“ teil, und diese sei dann nichts als bloßes „geschichtliches gewordenes, gesellschaftliches Bewußtsein, das Handlungsbedeutungen und Handlungsmuster symbolhaft repräsentiert“ (S. 101). Die Konsequenz dieser Position wäre nämlich dann, daß „kommunikativ ‚sich etwas mit jemandem teilen‘ nichts anderes als das ein- oder wechselseitige Übermitteln von Teilmengen aus dem Gesamtvorrat eines Wortschatzes der jeweiligen Sprache“ wäre (S. 101). Genau das jedoch soll aber „kommunikativ“ nicht heißen. Denn auch diese so bezeichneten „Teilmengen“ müssen vom Hörenden übersetzt werden. Immer wieder ist das von Humboldt gesetzte „Nicht-Verstehen“ und „Auseinandergehen“ da.

- 37 Ebenda, S. 104.
- 38 Vgl. ebenda, S. 101. Geissner zitiert in diesem Zusammenhang Bathin mit einer dieses Problem noch verhärtenden Feststellung. Beim „Gesprochenen“ kommt – so Bathin – nämlich noch die stimmliche Ebene hinzu: „Jedes Mitglied eines Sprechkollektivs findet das Wort nicht als ein neutrales Wort der Sprache vor, das von fremden Bestrebungen und Bewertungen frei ist, dem keine fremden Stimmen innewohnen. Nein, es empfängt das Wort von einer fremden Stimme, angefüllt mit dieser fremden Stimme. In seinen Kontext kommt das Wort aus einem anderen Kontext, durchwirkt vom fremden.“
- 39 Ebenda, S. 104.
- 40 Hier ergibt sich wieder ein Zusammenhang von Bildung, Sprechen, Dialog, denn auch Bildung ist ein solches „Zwischen“, und auch Bildung ist ein Prozeß. Das „Zwischen“ ereignet sich nur im Vollzug. Vgl. ebenda, S. 106: „Dieses dialogische Zwischen hat nicht mehr nur die Bedeutung eines Verbindungsgliedes. Es allein eröffnet die Möglichkeit, des Ganzen teilhaftig zu werden, sofern wechselseitig daran teilgenommen wird, dadurch, daß miteinandersprechend geteilt wird. Die Prozeßqualität des Zwischen verhindert zugleich romantisierende Ganzheitsphantasien. Die Differenzen werden nicht beseitigt; weder die sprachliche zwischen Sprache und Welt, noch die personale zwischen ich-hier und du-dort, noch die historische zwischen Vergangenheit und Zukunft, noch die leibhafte zwischen deinem Leib und meinem, noch die dialogische zwischen Sprechenden und Hörenden. Alle diese Differenzen bleiben; sie sind nicht aufhebbar. Und dennoch ist in ihnen, ja nur in ihnen das Zwischen, in dem der Sinn des Ganzen vorscheint“. Von daher gilt es „sich unsicher und ungesichert in eine vergängliches ‚Zwischen‘ einzulassen, in ein Zwischen, das nur im Miteinandersprechen entsteht, im Gespräch. Es heißt nichts anderes als ‚im Gespräch die Wahrheit zu suchen ..., aber auch ... die Wahrheit zu entdecken, die geschieht im Gespräch.“
- 41 Geissner *communicare*, S. 106.
- 42 v. Humboldt, *W.*, Bd. III, S. 253.
- 43 Ebenda, S. 419.
- 44 Korczak, J.: *Wie man ein Kind lieben soll*, hg. von Elisabeth Heimpel und Hans Roos, Göttingen 1983⁸, S. 301.
- 45 Ebenda, S. 302.